

# Jennifer Castle Midnight in Manhattan

Roman

dtv  
DIGITAL



Ding. Allerdings hat sich das mittlerweile geändert. Ich fotografiere zwar immer noch und schaue mir auch gern Fotos an (vor allem die von Jamie), aber es ist mir nicht mehr so wichtig. Aufmerksame Leser meines Blogs dürften mitbekommen haben, dass ich irgendwo zwischen London und Bath aufgehört habe, pro Tag zehn Bilder zu posten. Das war etwa zu der Zeit, als mir die Idee zu *Midnight in Manhattan* kam und meine Denkwürmer deswegen alle ganz euphorisch waren.

An dieser Stelle sollte ich erwähnen, dass das für mich ein typisches Muster ist. Das ist nicht als Entschuldigung gemeint, sondern eher als Erklärung.

Gleich im ersten Raum der Ausstellung erkenne ich, warum Jamie ein so großer Fan von Eisenkraft ist. Seine Arbeiten zeigen fast ausnahmslos Menschen und Situationen, die man im Normalfall wahrscheinlich übersehen würde. Eine Clique von Teenagern, die dicht nebeneinander vor einer Fabrikmauer kauern und rauchen. Zwei Kinder und eine Kuh auf einem Feld.

»Genau das mag ich an ihm«, erklärt Jamie und bleibt vor einem Bild stehen, das eine Frau mit einem Baby im Arm an einer Straßenecke zeigt, unscharf sieht man im Vordergrund vorbeifahrende Autos. »Diese ganzen Momentaufnahmen stecken voller Geschichten.«

Mit leuchtenden Augen betrachtet er das Foto.

»Dann erzähl doch mal«, sage ich. »Was für eine Geschichte ist das hier?«

Jamie überlegt einen Moment. »Sie ist mit jemandem verabredet, der sie abholen will, und sie wartet auf ihn. Vielleicht ist es ihr Ehemann. Die beiden haben viel zu früh geheiratet oder sie liebt ihn einfach nicht mehr. Aber sie hat die Kinder am Hals. Und im Moment denkt sie nur, dass sie lieber in irgendein anderes Auto steigen würde als in das richtige.«

»Wie schlimm.«

»Dann hat das Bild seinen Zweck erfüllt. Es hat dich berührt. Und dich verändert, selbst wenn es nur für ein paar Sekunden war.«

Wir gehen zum nächsten Bild, auf dem zwei Männer mit Cowboyhüten zu sehen sind, die mit einer Flasche in der Hand an der Hintertür eines Lokals stehen. Sie sehen aus, als wären sie den Tränen nahe und gleichzeitig entsetzt darüber.

»Hat er auch optimistischere Bilder zu bieten?«, frage ich. »Vielleicht gibt es ja einen Raum, der sich seinen ›antidepressiven Jahren‹ widmet?«

Jamie lacht. »Wenn es die gäbe, würde sie kein Mensch sehen wollen.«

Nach der Fotoschau verbringen wir den Rest des Nachmittags in der Dauerausstellung des Museums. Wir sehen uns die einzelnen Objekte an – jeder für sich, aber immer in der Nähe des anderen. Manchmal kommt Jamie zu mir und flüstert mir eine Beobachtung, einen Witz oder ein »Das hier finde ich toll« ins Ohr, als ob er es niemandem auf der Welt außer mir anvertrauen wollte.

Das habe ich auch in den ganzen europäischen Museen festgestellt: Wenn man von einem

Kunstwerk wirklich ergriffen ist, spielt es keine Rolle, dass schon Millionen Menschen davorgestanden haben. Der Moment, in dem es einem selbst etwas bedeutet, gehört einem ganz allein. Ich frage mich, ob Jamie das genauso empfindet.

Wir sitzen gerade auf einer Bank in einem Raum mit Bildern von Monet, als eine Reisegruppe hereinkommt. Die Fremdenführerin beginnt zu erklären, wie und wann die Gemälde in dieses Museum gekommen sind, und es dauert mindestens eine Minute, bis mir klar wird, dass sie Französisch spricht. Und dass ich sie größtenteils verstehe.

Dann höre ich das Klickgeräusch einer Handycamera, drehe mich zu Jamie um und sehe, dass er gerade ein Foto von mir gemacht hat.

»Was sollte das?«

»Momentaufnahme«, sagt er mit einem breiten Grinsen. »Steckt voller Geschichten.«

Der kann mich mal.

Als wir gerade durch einen Lichthof gehen, sieht Jamie auf die Uhr. Wer trägt denn heutzutage noch eine Armbanduhr? Er schon.

»Ich muss bald los«, sagt er. »Ich übernachtete bei einem Freund und bin mit ihm zum Abendessen verabredet.«

Enttäuschung macht sich in mir breit. *Neiiiiin*, seufze ich innerlich. Ich will nicht, dass er geht.

»Ja, ich muss mich auch langsam auf den Weg machen«, lüge ich.

»Wie lange bleibst du denn in der Stadt?«

»Weiß ich noch nicht genau. Wahrscheinlich ein paar Tage. Ich versuche, die Realität noch so lange wie möglich hinauszuzögern.«

Er nickt. »Verstehe. Bei mir steht die Realität in Kürze knallhart vor der Tür – ich muss nämlich zu einem Skiurlaub mit meiner Familie.« Sein Blick wandert über mein Gesicht und er mustert es ausführlich. Ich frage mich, was er darin wohl sucht. »Bist du Silvester noch hier?«, fügt Jamie hinzu.

Ich bekomme einen Kloß im Hals, allerdings einen von der angenehmen Sorte. Silvester. In New York City. Was für eine extreme Vorstellung. Das fühlt sich ungefähr so an wie ein Sprung ins Meer, wenn man gerade erst schwimmen gelernt hat.

»Ja«, antworte ich.

Jamie lächelt. Vielleicht hat er in meinem Gesicht gefunden, wonach er gesucht hat. »Dann könnten wir uns doch zu Silvester wieder hier treffen.«

»Hier an dieser Stelle?«

»Irgendwo in der Stadt, wo genau, ist noch festzulegen.«

Beinahe rutscht mir heraus: *Dann haben wir also ein Date!* Aber zum Glück kann ich mich gerade noch beherrschen und sage stattdessen nur: »Klingt super.«

»Wo wohnt denn dein Bruder?«

»Ziemlich weit im Norden. An der Kreuzung 96th Street und First Avenue.«

»Mein Freund wohnt Park Avenue und ...« Er schaut auf sein Handy. »82nd Street. Ist das die gleiche Richtung?«

»Definitiv.«

»Wollen wir noch ein Stück zusammen gehen?« Jamie streckt seine Hand aus und einen Moment lang denke ich, dass ich sie ergreifen soll. Doch dann wird mir klar, dass er mir nur die Richtung zeigen will. Also nehme ich *mental* seine Hand, wir überqueren die Fifth Avenue und laufen in Richtung Madison weiter.

»Und, hast du deine College-Bewerbungen schon losgeschickt?«, erkundigt er sich.

Bei dieser Frage zucke ich zusammen. Ich muss schlucken und spreche aus, was Jamies Bild von mir nachhaltig verändern könnte: »Noch nicht. Ich hab's damit nicht so eilig. Ich bewerbe mich nur am Community College.«

Er zieht die Augenbrauen hoch, macht aber kein entsetztes Gesicht.

»Das passt im Moment besser zu mir«, füge ich hinzu. Auch vom Lerntempo her, aber wenn man so etwas sagt, klingt es gleich nach *dumm* und *lernbehindert*, was ich aus naheliegenden Gründen vermeiden will.

Jamie nickt. »Ich hab gehört, dass sie dort einen tollen Kunst-Studiengang haben.«

»Ja, genau!« Dafür, dass er das weiß und erwähnt, mag ich ihn noch um mindestens fünf Prozent mehr. »Der Kunstbereich war für mich tatsächlich ein wichtiger Punkt. Um meine Noten zu verbessern und rauszufinden, was ich sonst noch studieren will, bin ich dort ganz gut aufgehoben.«

»Ziemlich viele Leute aus meiner Schule schreiben sich da ein«, sagt Jamie, »und wechseln dann an ein anderes College.«

Der Like-O-Mat schlägt noch ein Stück weiter nach oben aus.

»Und wie sieht's bei dir aus?«, frage ich.

»Ich hab mich an sieben Unis beworben, aber meine erste Wahl ist die Wesleyan«, antwortet er. »Drück mir mal die Daumen.«

Die Wesleyan University ist irgendwo in Connecticut, also nicht allzu weit weg und durchaus machbar im Hinblick auf eine Fernbeziehung. Also bin ich definitiv für die Wesleyan.

»Erzähl doch mal ein bisschen von deiner Reise«, fordert mich Jamie auf, nachdem wir eine Weile schweigend nebeneinander hergelaufen sind. »Was war das Tollste, was du erlebt hast?«

Ich versuche, meine Gedanken zu sortieren, aber das ist nicht ganz einfach, hier in der Großstadt. Selbst ein Hund, der an einen Baumstamm pinkelt, stiftet Unruhe in meinem Gehirn. Schließlich taucht vor meinem geistigen Auge das Bild einer Kathedrale auf.

»Unser Besuch in Canterbury, während wir die *Canterbury Tales* gelesen haben.«

»Wow, das klingt ja cool. Was noch?«

Die Sonne geht langsam unter und die Lichter an den Gebäuden und in den Bäumen und Schaufenstern erstrahlen mit einem gedämpften Schein, der künstlich und natürlich zugleich wirkt. Wir biegen nach links ab, und während wir immer weiterlaufen, erzähle ich ihm mehr von den Städten und Orten, die ich besucht habe. Er hört aufmerksam zu und es scheint ihn wirklich zu interessieren.

Mit jedem unserer Schritte steigen seine Werte in meinem Like-O-Mat.

Als wir die Ecke zur 82nd Street erreichen, bleibt Jamie stehen und schaut in Richtung Osten zur Park Avenue.

»Ich glaube, da muss ich lang«, sagt er.

»Und ich kann mit dem Bus weiterfahren«, antworte ich und zeige auf die nächste Bushaltestelle.

So stehen wir eine Weile unschlüssig da und sind beide ziemlich verlegen. Neben uns befindet sich ein Gemüseladen mit Auslagen unter einer Markise und ich starre förmlich Löcher in eine Grapefruit.

»Ich fand es wirklich schön heute«, sagt Jamie schließlich.

»Ja, ich bin froh, dass wir das gemacht haben.«

Wir tauschen lauter Floskeln aus, die aus einem Ratgeber (blau, klein und dick) mit dem Titel *Konversationstipps zum Schluss eines Dates* stammen könnten.

Meine Güte, ich bin es so leid, darauf zu warten, dass ein Junge mich küsst. Ich habe die Nase voll von den ganzen leeren Hoffnungen, Erwartungen und Träumen.

*Du musst nicht mehr so sein wie früher*, fällt mir ein. Dann stelle ich mich auf die Zehenspitzen und küsse ihn einfach. Noch bevor er es tut.

Also, es ist nur ein kleiner Kuss. Mein Mund streift seine Lippen, so wie ein Kieselstein kurz auf die Wasseroberfläche trifft. Eine leichte Berührung, und schon ist alles wieder vorbei. Jamies Lippen sind kalt und etwas aufgesprungen. Das fühlt sich überraschend an, aber überhaupt nicht unangenehm.

Er blinzelt kurz, dann lächelt er mich an und legt seine Arme um mich. Seine Hände liegen auf meinen Hüften. Beziehungsweise auf dem dicken Wollmantel über meinen Hüften. Ich bin erstaunt, dass er sie überhaupt finden konnte. Er greift in den Stoff und zieht mich an sich.

»Jamie«, sagt da plötzlich jemand.

Ich hebe den Kopf.

Oh. Mein. Gott.

Jamie schaut ebenfalls auf und lässt mich sofort los.

Hinter uns steht ein Typ namens Max.

Ich bin so erschrocken, ihn hier zu sehen, dass ich absolut unangemessen reagiere: Ich fange an zu lachen.

Jamie sieht mich stirnrunzelnd an, Max ebenfalls. Dann wird mir allmählich einiges klar. Max ist also der Freund, bei dem Jamie übernachtet.

Das hat Jamie nicht erwähnt, weil er wusste, was letzten Sommer zwischen Max und mir passiert ist.

Nach Max' Gesichtsausdruck zu urteilen – eine Mischung aus Schreck und Groll, von mir kurz *Schroll* genannt – wusste er nicht, dass Jamie und ich verabredet waren.

Unwillkürlich überkommt mich selbst eine Woge von *Schroll*, denn Max ist der Letzte, den ich jetzt sehen will. Ich spüre, wie er mich anstarrt, kann ihm aber nicht in die Augen sehen – es ist mir physisch einfach nicht möglich, selbst wenn ich es wollte. Er ist die Medusa, und ich bin dieser Typ, dessen Name mir gerade nicht einfällt. Hieß er Theseus? Oder Perseus? Die beiden verwechsle ich ständig. Und wieso denke ich eigentlich gerade an die griechische Mythologie? Wahrscheinlich weil ich vor Entsetzen wie versteinert bin.

»Hey, Mann«, begrüßt ihn Jamie betont locker. »Was machst du denn hier?«

Max hält eine braune Einkaufstüte aus Papier hoch. »Big E brauchte Milch und geröstete Mandeln.«

Jamie versteht offenbar, wovon Max redet, denn er nickt. Dann schweigen wir uns wieder eine Weile an.

»Und ich hab uns vom Chinesen was zum Abendessen geholt«, fügt Max hinzu und hält eine zweite Tüte hoch, die er in der anderen Hand hat.

»Perfekt«, antwortet Jamie und nickt erneut. Wieder droht sich Schweigen zwischen uns auszubreiten, doch dann holt er ganz tief Luft. »Scheiße, Mann«, sagt er zerknirscht. »Sorry, Max. Tut mir echt leid, dass ich dir nichts von Kendall gesagt hab.«

Max öffnet den Mund und will etwas erwidern, lässt es dann aber sein.

Ein Bus kommt angefahren. Ich habe keine Ahnung, welche Linie es ist, aber dass sie nach Norden fährt und mich von dieser Straßenecke wegbringt, reicht mir vorerst aus.

»Ich muss jetzt los«, sage ich und deute kurz mit dem Daumen in Richtung Bus.

»Warte!«, sagt Jamie. »Fahr doch mit dem nächsten.« Er sieht mich bittend an, was einfach unwiderstehlich ist. »So soll dieser Abend nicht enden. Ich hätte dir sagen müssen, dass ich bei Max übernachtete. Aber ich wollte nicht, dass diese dumme Sache unsere gemeinsame Zeit überschattet.«

Ich stoße einen Seufzer aus und werfe einen Blick zum Bus. Alle Leute sind inzwischen eingestiegen und die Türen schließen sich.

»Okay«, sage ich. Wir sehen dabei zu, wie er losfährt. Und jetzt?

Jamie schaut mich unverwandt an. Max steht immer noch ein paar Schritte von uns entfernt und ich bringe es einfach nicht fertig, ihn anzusehen.